

Walter Isaacson

ELON MUSK

DIE BIOGRAFIE

Vom Autor des
Weltbestsellers
»Steve Jobs«

C.Bertelsmann

Walter Isaacson

Elon Musk

Die Biografie

Aus dem amerikanischen Englisch von
Sylvia Bieker, Gisela Fichtl, Katharina Martl, Ulrike Strerath-Bolz,
Anke Wagner-Wolff und Henriette Zeltner-Shane

C.Bertelsmann

PROLOG

Muse aus Feuer



Der Spielplatz

Als Kind, das in Südafrika aufwuchs, kannte Elon Musk Schmerz, und er lernte, ihn auszuhalten.

Im Alter von zwölf Jahren brachte ein Bus ihn in ein Überlebenscamp in der Wildnis, das Veldskool genannt wurde. »Das war eine paramilitärische Version von *Herr der Fliegen*«, erinnert er sich. Die Kinder bekamen jeweils kleine Rationen Essen und Wasser. Man erlaubte ihnen – ja, ermutigte sie sogar dazu –, um diese zu kämpfen. »Mobbing galt als eine Tugend«, sagt Elons jüngerer Bruder Kimbal. Rasch lernten die größeren Kinder, den kleinen ins Gesicht zu schlagen und ihnen ihre Vorräte wegzunehmen. Der schwächliche, schüchterne Elon wurde zweimal verprügelt und nahm in der Zeit im Camp fast fünf Kilo ab.

Gegen Ende der ersten Woche wurden die Jungen in zwei Gruppen aufgeteilt, die einander angreifen sollten. »Das war so verrückt. Unfassbar«, erinnert sich Musk. Alle paar Jahre kam bei diesem Programm ein Kind ums Leben. Die Betreuer erzählten solche Storys zur Abschreckung. »Seid nicht so bescheuert wie dieser Idiot, der letztes Jahr draufgegangen ist«, sagten sie. »Seid keine schwächlichen Idioten.«

Kurz vor seinem 16. Geburtstag kam Elon zum zweiten Mal in die Veldskool. Er war jetzt viel größer, gute eins achtzig, mit einer Statur wie ein Bär, und er hatte ein bisschen Judo gelernt. Mit diesen Voraussetzungen sei die Veldskool gar nicht so schlecht gewesen: »Inzwischen war mir klar, sollte mich jemand schikanieren, dann konnte ich dem ordentlich in die Fresse hauen. Und der würde mich dann nicht mehr schikanieren. Sie konnten mich immer noch brutal verprügeln, aber wenn ich denen dann ordentlich was auf die Fresse gegeben hatte, ließen sie mich in Ruhe.«

Südafrika galt in den 1980er-Jahren als ein Ort der Gewalt. Angriffe mit Maschinenpistolen und tödliche Messerattacken waren an der Tagesordnung. Als Elon und Kimbal einmal auf dem Weg zu einem Anti-Apartheid-Konzert aus dem Zug stiegen, mussten sie durch eine Blutlache neben einem Toten laufen, dem das Messer noch im Leib steckte. Für den Rest des Abends verursachte das Blut an den Sohlen ihrer Turnschuhe bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch auf dem Asphalt.

Die Familie Musk hielt Deutsche Schäferhunde, die darauf trainiert waren, jeden anzufallen, der am Haus vorbeirannte. Mit sechs raste Elon die Einfahrt hinunter und wurde von seinem Lieblingshund attackiert, der ihm eine schlimme Bisswunde am Rücken zufügte. Als man die Wunde in der Notaufnahme nähen wollte, verweigerte Elon die Behandlung, bis er das Versprechen bekam, dass der Hund nicht bestraft würde. »Ihr werdet ihn nicht töten, oder?«, fragte er. Sie versprachen es ihm. Während er die Geschichte erzählt, schweigt Musk lange und starrt ins Leere. »Dann haben sie ihn natürlich doch erschossen.«

Das einschneidendste Erlebnis hatte er an der Schule. Lange Zeit war er der jüngste und kleinste Schüler der Klasse. Er hatte Probleme damit, soziale Signale zu erkennen. Empathie war ihm nicht von Natur aus gegeben, und ihm fehlte sowohl das Bedürfnis als auch das Einfühlungsvermögen, um sich beliebt zu machen. Daher wurde er in der Schule und auf dem Spielplatz oft schikaniert. Jungs, die andere mobbten, schlugen ihm ins Gesicht. »Wenn man nie was auf die Nase bekommen hat, kann man sich nicht vorstellen, wie einen das für den Rest des Lebens prägt«, sagt er.

Bei der allmorgendlichen Schulversammlung rempelte ihn ein Mitschüler an, der gerade mit seiner Clique herumalberte. Elon schubste ihn zurück. Schimpfwörter fielen. In der Pause suchte der Junge mit seinen Freunden nach Elon. Er aß gerade sein Sandwich, als sie ihn von hinten attackierten und ihn mehrere Betonstufen hinunterstießen. »Sie hockten sich auf ihn, schlugen wie verrückt auf ihn ein und traten gegen seinen Kopf«, erinnert sich Kimbal, der neben ihm auf

den Stufen gegessen hatte. »Als sie fertig waren, konnte ich sein Gesicht nicht mehr erkennen. Es sah aus wie eine geschwollene Kugel aus rohem Fleisch, in der die Augen kaum noch zu sehen waren.« Man brachte ihn ins Krankenhaus, eine Woche lang konnte er nicht zur Schule gehen. Noch Jahrzehnte später musste Elon sich immer wieder Operationen unterziehen, bei denen versucht wurde, das Gewebe im Inneren seiner Nase in Ordnung zu bringen.

Doch diese Narben waren gering im Vergleich zu den emotionalen, die sein Vater ihm zufügte. Errol Musk, ein Ingenieur und so skrupelloser wie charismatischer Fantast, peinigt Elon bis heute. Nachdem sein Sohn in der Schule derart zusammengeschlagen worden war, stellte Errol sich auf die Seite des Jungen, der ihm das Gesicht so verunstaltet hatte. »Er hatte gerade seinen Vater durch Selbstmord verloren, und Elon hatte ihn Dummkopf genannt«, erklärt Errol. »Elon neigt dazu, Leute als Dummkopf zu bezeichnen. Wie hätte ich da dem anderen Kind seine Reaktion verübeln sollen?«

Als Elon endlich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, beschimpfte sein Vater ihn. »Ich musste eine Stunde lang dastehen, während er mich anschrie, mich einen Schwachkopf nannte und mir erklärte, ich wäre einfach nichts wert«, erinnert sich Elon. Kimbal, der bei der Schimpftirade zusehen musste, sagt, es sei die schlimmste Erinnerung seines Lebens gewesen. »Mein Vater rastete einfach aus, drehte total durch, wie so oft. Er hatte null Mitgefühl.«

Beide, Elon und Kimbal, reden inzwischen nicht mehr mit ihrem Vater. Sie sagen, seine Behauptung, Elon habe den Angriff provoziert, sei erfunden; der Täter sei deswegen sogar in ein Jugendgefängnis gekommen. Sie sagen, ihr Vater sei ein sprunghafter Schwindler, der sich regelmäßig Geschichten ausdenke, die er mit Fantasie ausschmücke, manchmal aus Kalkül, manchmal im Wahn. Sie attestieren ihm einen Dr.-Jekyll-und-Mr-Hyde-Charakter. In einem Moment sei er freundlich gewesen, im nächsten konnte er einen für eine Stunde oder länger gnadenlos misshandeln. Jede Schimpftirade pflegte er damit zu beenden, Elon zu erklären, wie erbärmlich er sei. Elon musste still dastehen und das Ganze über sich ergehen lassen. »Das war seelische Folter.«

Elon schweigt lange, bevor er hörbar schluckt. »Er wusste definitiv, wie man Angst und Schrecken verbreitet.«

Als ich Errol anrufe, redet er knapp drei Stunden mit mir und meldet sich in den nächsten zwei Jahren regelmäßig in Form von Telefonaten und Textnachrichten. Er ist darauf erpicht, mir zu schildern – und Fotos davon zu schicken –, wie schön er es seinen Kindern gemacht habe, zumindest in den Zeiten, als seine Ingenieurfirma gut lief. Irgendwann fuhr er einen Rolls-Royce, baute mit seinen Söhnen eine Lodge in der Wildnis und bezog über einen Minenbesitzer Rohsmaragde aus Sambia, bis dieses Geschäft den Bach hinunterging.

Aber Errol gibt zu, dass er auf körperliche und emotionale Härte gesetzt habe. »Im Vergleich zu ihren Erfahrungen bei mir dürfte die Veldskool ziemlich harmlos gewesen sein«, sagt er und ergänzt, Gewalt sei schlichtweg Teil des Schulalltags in Südafrika gewesen. »Zwei hielten dich fest, während ein anderer dir mit einem Holzseil ins Gesicht schlug und so weiter. Neue Mitschüler wurden am ersten Schultag gezwungen, sich mit dem größten Raufbold der Schule zu messen.« Stolz gesteht Errol, dass er im Umgang mit seinen Jungs »eine extrem strenge Autokratie« gepflegt habe. Und er legt Wert drauf, hinzuzufügen, dass »Elon später die gleiche strenge Autokratie sich selbst und anderen auferlegt hat«.

»Widrigkeiten haben mich geprägt«

»Jemand hat einmal gesagt, jeder Mann versucht, im Leben den Erwartungen seines Vaters gerecht zu werden oder die Fehler des eigenen Vaters wiedergutzumachen«, schrieb Barack Obama in seinen Memoiren, »und ich glaube, das erklärt mein spezielles Dilemma.« In Elon Musks Fall sollte die Wirkung des Vaters auf seine Seele anhalten. Und zwar trotz vieler Versuche, ihn sowohl physisch als auch psychisch aus seinem Leben zu verbannen. Elons Stimmungen waren ein Hin und

Her zwischen fröhlich und düster, intensiv und albern, distanziert und emotional, mit gelegentlichem Abtauchen in einen Zustand, den seine Umgebung als »Dämon-Modus« fürchtete. Im Gegensatz zu seinem Vater geht Elon mit seinen Kindern aber fürsorglich um. In anderer Hinsicht deutet sein Verhalten jedoch auf eine Gefahr hin, die ständig bekämpft werden muss: die Schreckensvision, er könnte, in den Worten seiner Mutter, »wie sein Vater werden«. Nicht umsonst ist das ja eines der gewichtigsten Themen in der Mythologie. Oder denken Sie an *Star Wars*: In welchem Maß verlangt die epische Suche des Helden, dass er die Dämonen austreibt, die Darth Vader ihm hinterlassen hat, und dass er mit der dunklen Seite der Macht ringt?

»Ich glaube, nach so einer Kindheit in Südafrika musst du dich in gewisser Weise emotional abschotten«, meint Elons erste Frau Justine, die Mutter von fünf seiner noch lebenden zehn Kinder. »Wenn dein Vater dich ständig Schwachkopf und Idiot nennt, dann ist vielleicht die einzig mögliche Reaktion, alles in deinem Inneren abzuschalten, das eine emotionale Dimension eröffnet hätte, mit der du nicht hättest umgehen können.« Dieses emotionale Absperrventil machte ihn kalt-schnäuzig, aber eben auch zu einem risikofreudigen Innovator. »Elon lernte, seine Angst zu unterdrücken«, sagt sie. »Wenn du die Angst abstellst, dann musst du andere Sachen wie Freude oder Mitgefühl vielleicht ebenfalls abstellen.«

Die posttraumatische Belastungsstörung durch seine Kindheitserfahrungen impfte ihm auch eine gewisse Abneigung gegen Zufriedenheit ein. »Ich glaube, dass er einfach nicht weiß, wie man Erfolg und Blumenduft genießt«, analysiert Claire Boucher, die sich als Künstlerin Grimes nennt und drei Kinder mit ihm hat. »In der Kindheit wurde er wohl darauf konditioniert, dass das Leben Schmerz bedeutet.« Musk stimmt dem zu. »Widrigkeiten haben mich geprägt«, meint er. »Meine Schmerzschwelle wurde sehr hoch.«

Während einer besonders höllischen Phase seines Lebens im Jahr 2008, nachdem die ersten drei SpaceX-Raketen beim Start explodiert waren und Tesla kurz vor der Insolvenz stand, wachte er eines Morgens um sich schlagend auf und erzählte Talulah Riley, die seine zweite

Frau werden sollte, von den schrecklichen Dingen, die sein Vater zu ihm gesagt hatte. »Das hatte eine tiefgreifende Wirkung darauf, wie er agiert«, berichtet sie. »Ich habe Elon diese Sätze selbst sagen hören.« Wenn diese Erinnerungen hochkamen, wirkte er abwesend und schien hinter seinen stahlgrauen Augen zu verschwinden. »Ich glaube, ihm war nicht bewusst, dass ihn das immer noch beeinflusste, denn er hielt es für etwas aus seiner Kindheit. Aber in dem Mann steckt immer noch das Kind, das vor seinem Dad steht«, sagt Riley.

Aus dieser Gemengelage entwickelte Musk eine Aura, die ihn manchmal wie ein Alien wirken ließ. Als sei seine Marsmission der Versuch, nach Hause zurückzukehren, und sein Wunsch, humanoide Roboter zu bauen, die Suche nach Verwandtschaft. Man wäre nicht völlig entsetzt, wenn er sich das Hemd vom Leib risse und man sehen könnte, dass er keinen Nabel hat und nicht von diesem Planeten stammt. Seine Kindheit machte ihn jedoch auch besonders menschlich: zu einem toughen, aber doch verletzlichen Jungen, der beschlossen hat, sich auf eine epische Suche zu begeben.

Er entwickelte einen Eifer, der seine Albernheit kaschierte, und eine Albernheit, die seinen Eifer kaschierte. Wie nicht ganz zu Hause in seinem eigenen Körper oder wie ein dicker Mann, der nie sportlich gewesen ist, bewegt er sich mit Schritten, die an einen forschenden Bären erinnern, mit tänzelnden Hüpfern dazwischen. Mit der Überzeugung eines Propheten spricht er von der Notwendigkeit, die Flamme des menschlichen Bewusstseins zu hüten, das Universum zu ergründen und unseren Planeten zu retten. Zuerst hielt ich das für bloßes Rollenspiel, für Peptalks, um sein Team anzuspornen, und für Podcast-Fantasien eines Kind gebliebenen Mannes, der einmal zu oft *Per Anhalter durch die Galaxis* gelesen hatte. Doch je öfter ich damit konfrontiert wurde, desto stärker wurde meine Überzeugung, dass sein Sendungsbewusstsein, der Glaube an seine Mission, Teil seines Antriebs war. Während andere Unternehmer schon damit rangen, ein Weltbild zu entwickeln, legte er sich ein Bild des Kosmos zurecht.

Seine Veranlagung und seine Erziehung machten ihn, zusammen mit einer besonderen Art zu denken, bisweilen gefühllos und impul-

siv. All das führte aber auch zu einer extremen Risikobereitschaft. Er konnte ein Risiko kühl berechnen und zugleich fieberhaft begrüßen. »Elon sucht das Risiko um seiner selbst willen«, sagt Peter Thiel, der in den Anfängen von PayPal sein Partner wurde. »Er scheint es zu genießen, manchmal sogar regelrecht süchtig danach zu sein.«

Elon wurde zu einem Menschen der Sorte, die sich am lebendigsten fühlt, wenn ein Hurrikan aufzieht. »Ich wurde für den Sturm geboren, eine Flaute ist nichts für mich«, sagte Andrew Jackson einmal. Das Gleiche gilt für Musk. Er stand unter einem enormen Druck, einer Art innerem Belagerungszustand, der seine Vorliebe, manchmal geradezu seine Gier nach Sturm und Drama befeuerte, sowohl in der Arbeit als auch in Liebesbeziehungen, die er oft vergeblich aufrechtzuerhalten versuchte. In Krisen, im Angesicht von Deadlines und brutaler Arbeitsüberlastung blühte er auf. Vor quälenden Herausforderungen konnte er oft nachts nicht schlafen und musste sich übergeben. Gleichzeitig verliehen ihm diese Phasen auch Energie. »Er ist jemand, der Drama magnetisch anzieht«, beschreibt es Kimbal. »Das ist sein innerer Zwang, sein Lebensthema.«

Als ich über Steve Jobs schrieb, meinte dessen Partner Steve Wozniak, die große Frage, die sich stelle, sei: »Musste er so gemein sein? So hart und grausam? So auf Drama aus?« Als ich die Frage am Ende meiner Arbeit Woz noch einmal zurückspielte, erklärte er, wenn er Apple geleitet hätte, wäre er freundlicher gewesen. Er hätte jeden wie ein Familienmitglied behandelt und Leute nicht fristlos entlassen. Dann überlegte er kurz und fügte hinzu: »Aber wenn ich Apple geleitet hätte, hätten wir vielleicht nie den Macintosh gemacht.« Und so lautet die Frage zu Musk: Könnte er gechillter sein und trotzdem noch derjenige bleiben, der uns Richtung Mars und in eine elektromobile Zukunft schießt?

Anfang 2022 – nach einem Jahr, in dem SpaceX 31 Raketen erfolgreich ins All brachte, Tesla knapp eine Million Autos verkaufte und er zum reichsten Mann der Erde avancierte – sprach Musk reumütig über seinen Zwang, Dramen auszulösen. »Ich muss meine Geistesver-

fassung vom Krisenmodus wegbringen«, erklärte er mir. »In dem befindet sie sich jetzt seit ungefähr 14 Jahren, wenn nicht sogar schon mein Leben lang.«

Es war eine wehmütige Feststellung, kein Neujahrsvorsatz. Doch just als er sich einen Reset vorgenommen hatte, war er längst dabei, heimlich Aktien von Twitter anzuhäufen, dem ultimativen Spielplatz. Im April jenes Jahres stahl er sich nach Lanai davon, eine Insel, die zu Hawaii gehört, um ein paar Tage im Haus seines Mentors und Oracle-Gründers Larry Ellison zu verbringen. Begleitet wurde er von der Schauspielerin Natasha Bassett, mit der er hin und wieder zusammen war. Man hatte ihm einen Sitz im Twitter-Board angeboten, aber im Verlauf des Wochenendes kam er zu dem Schluss, dass ihm das nicht genügte. Es entsprach seinem Wesen, die absolute Kontrolle ausüben zu wollen. Also entschied er sich, ein feindliches Übernahmeangebot zu machen, um das Unternehmen gleich zu kaufen. Dann flog er nach Vancouver, um Grimes zu treffen. Gemeinsam blieben sie bis 5 Uhr morgens auf, um *Elden Ring* zu spielen, ein neues Game um Krieg und den Aufstieg von Imperien. Kaum waren sie damit fertig, setzte Elon seinen Plan in die Tat um: »Ich habe ein Angebot gemacht«, verkündete er auf Twitter.

Wann immer er im Laufe der Jahre in düsterer Stimmung war oder sich bedroht fühlte, versetzte ihn das zurück zu den Schreckenserfahrungen, als er auf dem Spielplatz und dem Schulhof drangsaliert wurde. Jetzt bot sich ihm die Chance, den ganzen Spielplatz zu besitzen.